

STEVEN DUNNE

ABGOTT

THRILLER





STEVEN DUNNE
ABGOTT

THRILLER

Übersetzt von Juliane Pahnke

Berlin Verlag Taschenbuch

Das mehrmals zitierte Gedicht »Ein Traum in einem Traum«
von Edgar Allan Poe: *Edgar Allan Poes Werke*. Gesamtausgabe der
Dichtungen und Erzählungen, Band 1: Gedichte, herausgegeben
und ins Deutsche übertragen von Theodor Etzel, Berlin:
Propyläen-Verlag, [1922], S. 17, 111.



März 2015
Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
Deity bei Headline, UK
© 2012 by Steven Dunne
Published by Arrangement with Steven Dunne
Für die deutsche Ausgabe
© Berlin Verlag in der Piper Verlag GmbH, Berlin 2015
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
unter Verwendung eines Motivs von
plainpicture/Anja Weber-Decker
Gesetzt aus der Minion von psb, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8333-1002-7

www.berlinverlag.de

*Für Mum und Dad
Danke für ein so liebevolles Zuhause*

1

Im Januar, drei Jahre zuvor

»Wie weit noch, Ian?«, fragte der kleinere Junge und warf den Rucksack ins Gras. Nur knapp verfehlte er einen getrockneten Schafköttel.

»Ein paar Hundert Meter. Siehst du die Biegung im Fluss?« Ian hob den Arm und zeigte auf den Bogen, den das Wasser machte. »Direkt dahinter.« Er kramte in einer Tasche und zog ein Päckchen Zigaretten hervor. »Willste auch?«, fragte er, steckte sich eine an und sog den Rauch tief ein. Sein Freund schüttelte den Kopf. Ian förderte eine kleine Flasche billigen Wodka aus seiner Gesäßtasche hervor und schraubte sie auf. Er nahm einen großen Schluck, verzog das Gesicht und keuchte. Dann bot er die Flasche seinem Kumpel an, der eine Sekunde lang zögerte.

»Ach, warum nicht, scheiß drauf.« Er nahm einen noch größeren Schluck als Ian und verzog ähnlich schmerzlich das Gesicht, ehe er die Flasche zurückgab. Behutsam betastete er die ersten Stoppeln auf seinen Wangen. »Wieso trinken die Leute das Zeug? Mein Gesicht ist ganz taub.«

»Genau darum.« Ian grinste.

Hintereinander gingen sie weiter und folgten vorsichtig dem matschigen Pfad, der am Flussufer verlief. Das Wasser floss schnell, vom Winterregen war der Fluss angeschwollen und rauschte wie das Blut in ihren Ohren. Der Boden war glitschig, und die beiden verfielen wieder in Schweigen.

An der Biegung verließ Ian den Pfad und steuerte einen gro-

ßen, knorrigen Baum an. Dort nahm er Zigaretten und Wodka aus den Taschen und warf sie dem kleineren Jungen zu. »Bedien dich«, sagte er. »Das dauert nicht lange.« Dann schwang er sich mit dem Rucksack auf dem Rücken auf den Baum. Der kleinere Junge öffnete die Wodkaflasche und nahm noch einen vorsichtigen Schluck.

Einige Minuten später sprang Ian neben seinem Kumpel wieder auf den Boden und nahm den Rucksack vom Rücken. »Alles bereit.« Er holte eine Kamera heraus und richtete sie auf seinen Freund, der mit dem Wodka posierte und noch einen Schluck nahm. »Perfekt«, sagte er.

»Du hast genug Bilder?«

»Massig. Die werden sie aufschlecken.«

Der andere Junge lächelte und nickte. Dann schaute er zum Fluss. »Schöner Tag heute.«

»Der beste«, erwiderte Ian.

Der kleine Junge drehte sich um und begann, den Baum hochzuklettern. Ian steckte sich eine Zigarette an und richtete die Kamera auf das grelle Winterlicht. Er entfernte sich ein paar Schritte von dem Baum, drehte sich um und winkte seinem Freund zu, der fast in Position war.

Als er bereit war, hob der Junge den Arm. »Fertig?«

»Fertig!«, rief Ian vom Boden.

Der Junge balancierte jetzt auf dem Ast und schaute auf die Landschaft vor seinen Augen. Von da oben bot sich ihm ein fantastischer Blick über den Fluss. Er konnte die Brücke und dahinter den Otterdamm sehen. Fast bildete er sich ein, die Turmuhr vom Rathaus zu erkennen. Sein Blick wanderte weiter zu einem Hund, der am anderen Ufer einen Maulwurfshügel ausbuddelte. Ein Springer Spaniel – hübsche Hunde. »Schöner Tag«, wiederholte er mit einem Lächeln.

Er schloss die Augen und trat ins Leere, dachte sogar in diesem letzten Moment daran, in Gedanken *Ich liebe dich, Mum* zu sagen, als er auf den Boden zuraste. Im Sturz glaubte er das Sirren der Kamera zu hören. Wenn seine Peiniger diese Bilder sahen, wüssten sie Bescheid.

Eine Sekunde später erbebte der Baum. Sein Sturz wurde vom Brechen seines Genicks gestoppt.

Das Seil hielt. Ian war froh. Alles war gut gegangen. Er hielt die Kamera vors Auge und machte die Aufnahmen, die das Geld brachten. »Bald wissen alle, wer du bist, mein Freund. Und jeder wird dich beneiden.«

2

Dienstag, 17. Mai – Gegenwart

Der Mann platzierte die letzte Pylone auf der Station Road und stellte das Schild auf, mit dem die Straße Richtung Norden gesperrt wurde. In der nächsten halben Stunde konnte kein Verkehr über die Brücken in dieses Dorf in Derbyshire kommen. Zuerst hatte er überlegt, ob die Vorsichtsmaßnahme nicht übertrieben war auf einer so wenig befahrenen Straße. Besonders morgens um drei. Aber wenn man einen Toten loswerden wollte, konnte man gar nicht vorsichtig genug sein.

Er ging gemächlich zurück zum Fahrzeug, stieg ein und rollte, ohne den Motor einzuschalten, den Hang zur Eisenbahnbrücke hinunter. Nachdem er rückwärts in die Einfahrt eines einsamen Bauernhofs eingeparkt hatte, die zwischen den Bäumen nur schemenhaft zu erkennen war, ließ er den Wagen anspringen und fuhr langsam wieder auf die zweite Brücke, die sich über den Derwent spannte. Dort hielt er und stieg aus.

Den Motor ließ er laufen, öffnete die hinteren Türen und zog die Trage heraus. Die Metallbeine mit Rollen entfalteten sich selbstständig und der Mann schob die Trage zur niedrigen Brückenmauer. Dort bremste er ab. Der bleiche, wächserne Leichnam war der eines Mannes mittleren Alters, bis auf ein Lendentuch nackt. Der Mann beugte sich über die Leiche und schnupperte. Er liebte das tote Gesicht mit den Fingern und rieb die Kuppen in den Latexhandschuhen aneinander. Ein öliger Film vom Make-up haftete am Gummi.

Schließlich richtete er sich auf, grinste schief und fuhr ein

letztes Mal mit der Hand durch die gewaschenen, frisch geschnittenen Haare.

»So gut wie neu.« Er überprüfte die Naht an der Flanke des Mannes, ehe er sich daran machte, den Körper anzuheben. Die Narben unter der Nase des Leichnams fielen ihm ins Auge und er runzelte die Stirn. »Niemand ist perfekt.« Er schob die Hände unter den Körper und rollte ihn von der Trage über die Mauer ins Wasser. Ein paar Pferde grasten auf einer dunklen Wiese und hoben bei dem Geräusch die Köpfe, ehe sie sich wieder ihrer Beschäftigung widmeten.

Er sah zu, wie der Leichnam im Wasserstrudel unterging. Träge schien ein Arm ihm zum Abschied zu winken.

»Gute Reise durch die dunklen, wirren Gewässer, mein Freund.«

Nach einem Moment, in dem er völlig vom beruhigenden Rauschen des Wassers gelähmt war, rollte er die Trage zurück ins Fahrzeug und schloss die Türen. Dann ging er die hundert Meter zurück zu der Eisenbahnbrücke und stapelte die Pylonen auf dem Asphalt zusammen. Er ließ den Stapel stehen, weil sie so niemandem auffielen, doch das Schild schleppte er zurück zum Fahrzeug und schob es hinten rein.

Die halbe Meile bis Elvaston Castle legte er auf der dunklen Landstraße ohne Licht zurück, ehe er vor einer zweiten Reihe mit Pylonen hielt und auch diese zusammenräumte. Diesmal packte er sie zusammen mit dem Schild, mit dem er die Straße gesperrt hatte, hinten in den Wagen und fuhr in der Dunkelheit davon.

3

Mittwoch, 18. Mai

Jim Watson saß reglos in der warmen Dunkelheit des Wohnzimmers und lauschte dem krächzenden Schnarchen seiner Frau. Das Fernsehbild flackerte in der Zimmerecke und war die einzige Lichtquelle im Raum. Der Ton war fast nicht zu verstehen.

Watson schaute nicht auf den Fernseher und hörte auch nicht zu. Aber wenn er das Gerät ausschaltete oder nur den Ton stumm schaltete, könnte das Himmelreich gestört werden, in das sich seine Frau eingekuschelt hatte. Das durfte er nicht riskieren.

Er atmete tief durch und warf einen verärgerten Blick auf ihren schlafenden Körper auf dem Sofa. Der Mund stand offen und gewährte einen Blick auf die gelblichen Zähne, die sie sonst immer hinter den fest zusammengekniffenen Lippen versteckte, die Teil jenes biestigen Gesichtsausdrucks waren, den sie inzwischen immer zeigte. Das strähnige, ergraute Haar klebte an ihrer Wange und schien ihr in den Mund fließen zu wollen. Hätte sie das nicht garantiert geweckt, hätte Watson ein geradezu diebisches Vergnügen daran gefunden, wenn sie daran erstickten würde.

Zum hundertsten Mal schaute er auf die Uhr und ließ den mürrischen Blick zu seiner Frau zurückwandern. Schon nach Mitternacht, und immer noch ließ diese blöde Kuh in dem grauen Fetzen von einem Bademantel ihn warten.

Watson hatte das Gefühl, zwischen zwei Stühlen zu stehen. Sollte er sie wecken und halb schlafend ins Bett bringen oder

hierlassen und hoffen, dass sie die Nacht durchschliefe? Aber wieso? Er lächelte schief, weil er sich an etwas erinnerte, doch das Lächeln erstarb sofort, als seine Frau sich im Schlaf bewegte. Der schäbige Frotteestoff vom Bademantel, den sie ständig trug, drohte es ihrem Mund nachzumachen, indem er vorne aufklaffte und die Brüste entblößte, die ihn früher so erhitzt hatten. Inzwischen fand er sie nur noch widerlich.

James Henry Watson war vierzig Jahre alt, und das hier war sein Leben. Er wandte sich angewidert ab. Seine alternde Frau hatte sich so vollständig und absichtlich gehen lassen, dass allein ihr Anblick in abstieß. Dennoch war diese Abscheu nichts verglichen mit dem Selbsthass, den er entwickelt hatte, weil sein Leben an ihres gekettet war. Seine Xanthippe war schon mit achtunddreißig eine alte Frau, und um die Sache nur noch schlimmer zu machen, war er immer noch ein richtig gut aussehender Kerl. Wenn er mal abends in der Stadt einen draufmachte, schauten die Frauen ihm nach. Ihre Blicke verrieten dabei, wie sehr sie ihn wollten und was für eine entsetzliche Verschwendung es für jede von ihnen war, dass er diese verschrumpelte Hexe an seiner Seite hatte.

In der Bauarbeiterkluft sah er sogar noch besser aus. Mit Karohemd, einer arschengen Jeans mit aufgerissenen Knien und den Timberland-Stiefeln, die genauso abgewetzt waren wie seine verwitterten Gesichtszüge, war er für vernachlässigte Hausfrauen ein aparter Anblick. Gut gebaut und gebräunt von der harten Arbeit unter freiem Himmel mit einer Spur Grau in den blonden, lockigen Haaren war er immer wieder Ziel offener Flirtversuche und subtiler Teeeinladungen, während seine Jungs, die für fünf Pfund die Stunde für ihn schufteten, ihm hinter den Rücken der Frauen beifällig zunickten und -zwinkerten.

Gelangweilte Frauen jenseits der dreißig mit ein bisschen Geld auf dem Konto waren besonders hartnäckig. Einsam und frustriert spürten sie, wie ihnen die Zeit durch die Finger rann und mit jedem Monat ihre Reize nachließen. All das Shopping und die Freizeit machten ihr Leben nicht weniger monoton.

Des Öfteren, wenn er seine Kunstfertigkeit in Konversation unter Beweis stellte und sie verwirrt und bewundernd zu ihm aufblickten, spürte er, wie sie seinen gestählten Körper musterten. Sie wollten ihn. Forderten ihn heraus, sein Hemd zu öffnen, damit sie ihre teuer manikürten Nägel über seine nackte Brust ziehen konnten.

Aber er gab sich allen Verlockungen zum Trotz nicht dem Betrug hin. Obwohl er viele Angebote bekam und obwohl seine ätzende Frau ihn immer wieder provozierte. Nein, niemals. Jim Watson brüstete sich mit seiner Rechtschaffenheit, denn er hatte vor Gott einen Eid geleistet, dass er nie vom rechten Weg der unerschütterlichen Treue abweichen würde. Und das hatte er auch nie getan. Allerdings machte es das nur noch aufreibender, sich Tag für Tag den Gehässigkeiten und Verdächtigungen auszusetzen, die seine Frau wie Gift verspritzte.

Ich weiß, wie diese reichen Flittchen sind. Sitzen den ganzen Tag in ihren Häusern, donnern sich auf und suchen nach ein bisschen Aufregung. Glaubst du, ich sehe nicht, wie sie dich anblicken? Lass dich bloß nicht dabei erwischen ...

Watson atmete erneut tief durch. Gott allein wusste, wie sehr er litt. Gott wusste, dass er Jim Watson was schuldete.

Endlich hörte er das Geräusch, auf das er gewartet hatte. Aber es waren nicht die Schritte seiner Tochter, sondern ein Auto, das vor dem Haus bremste. Das Motorengeräusch klang kraftvoll, ehe es erstarb, als wollte es gar nicht auffallen. Watson wartete und lauschte. Er erhob sich lautlos aus dem Sessel und

schlich zum Fenster, um die Gardine beiseitezuschieben. Eine Stimme erhob sich, gefolgt von gedämpftem Heulen. Dann sah er seine Tochter. Sie knallte die Tür eines schnittigen Sportwagens zu, ehe sie zum Haus rannte. Der Sportwagen – ein Porsche – raste mit quietschenden Reifen davon.

Möglichst leise ging Watson zur Tür und behielt dabei die schnarchende Harpyie auf dem Sofa im Auge. Er schlüpfte aus dem Wohnzimmer und zog die Tür behutsam hinter sich zu. In der Dunkelheit wartete er am Fuß der Treppe.

Ein Schlüssel wurde im Schloss gedreht, und Adele betrat das Haus. Nachdem sie die Tür geschlossen hatte, lehnte sie den schlanken Körper matt gegen die Tür, als müsste sie Eindringlinge fernhalten. Sie schaute hoch und seufzte. Watson glaubte zu erkennen, wie sie sich eine Träne abwischte. Sie atmete abgehackt, begann nur langsam, sich wieder zu fangen. Es dauerte einen Moment, ehe sie das Gleichgewicht zurückerlangt hatte und sich schließlich aufrichtete und von der Tür löste.

Watson beobachtete sie immer noch aus der Dunkelheit. Seine Tochter fuhr sich mit der Hand über die Stirn und durch die weichen, dunklen Haare bis zum perfekten Schwung ihres Nackens. Sie straffte sich und atmete tief durch, als habe sie eine Entscheidung getroffen und wüsste nun, wie es weiterging.

»Und tschüs«, hauchte sie.

»War er das?«, fragte Watson und tauchte aus der Dunkelheit auf.

Adele Watson zuckte zusammen, als sie ihren Vater hörte, und tastete nach dem Lichtschalter. Eine Neonröhre erwachte flackernd zum Leben und verströmte ihr erbarmungsloses Licht.

»Dad. Warum bist du so spät noch wach?« Adele versuchte zu lächeln, als wäre alles in bester Ordnung, doch sie konnte seinen Blick nicht erwidern.

»Dasselbe könnte ich dich fragen, Liebes.« Er trat in das grelle Küchenlicht und schloss die zweite Tür, die sie nun von seiner Frau trennte. »War er das? Dein kleines Geheimnis, dein schlechtes Gewissen?«

»Schlechtes Gewissen? Wie meinst du das?«

»Er hat ein Auto, richtig? Einen Porsche sogar, wenn ich das richtig gesehen habe. Davon hast du nichts erzählt. Bisher hat er dich nie bis zur Haustür gebracht.« Adele schaute weg. »Was hast du zu deiner Verteidigung zu sagen, junge Frau?«

»Ich bin achtzehn, Dad. Das geht dich nichts an.«

»Du gehst noch zur Schule, Mädchen. Zumindest noch eine Zeit lang. Du lebst in meinem Haus und verdienst kein Geld. Darum geht es mich sehr wohl etwas an.«

»Das finde ich nicht«, erwiderte sie überheblich.

»Ich finde schon. Und ich wäre dir sehr verbunden, wenn du nicht in diesem Ton mit mir sprechen würdest.«

Adeles Miene verriet, dass ihr eine trotzig Antwort auf der Zunge lag, die sie sich aber verkniff. »Das ist doch dämlich«, sagte sie nur und steuerte die Tür an. Watson verstellte ihr den Weg.

»Antworte mir.«

»Worauf soll ich antworten?«

»Er hat ein teures Auto.«

»Ist das eine Frage?«

Watson grinste seine hübsche Tochter höhnisch an. »Sei nicht so überheblich, sonst lernst du mich ganz anders kennen. Wer ist er?«

»Er ist ein Freund«, antwortete sie nach wenigen Sekunden ausweichend.

»Ein Freund?«, schnaubte er. »Du hast einen *Freund*, der ein teures Auto fährt und den du zu erwähnen vergessen hast?«

Adele seufzte. Ihre Augen wanderten suchend Richtung Treppe. »Dad, ich bin müde.«

»Mit so einem Auto muss er um einiges älter sein als du, Ade.«

»Dad ...«

»Und ich weiß, was das heißt. Glaubst du, ich weiß das nicht? Männer wie er erwarten ...« Er verstummte, weil er die Worte nicht über die Lippen brachte.

»Na? Was erwartet er?«, gab Adele zurück. Ihre dunklen Augen funkelten ihn wütend an.

Watson verzog das Gesicht. Die dunklen Gedanken ließen sich kaum in die richtigen Worte gießen. Schließlich erklärte er: »Ältere Männer mit Geld wollen von hübschen Mädchen bestimmte Dinge. Stimmt's?«

Adele zögerte. Sie wusste, was er von ihr erfahren wollte, war aber klug genug, es ihm nicht zu sagen. »Er ist gar nicht so viel älter«, log sie und bemerkte, wie ihm das nur ein schwacher Trost war. Zugleich wurde ihr von ihrer eigenen Schwäche ziemlich übel. *Sag ihm schon, dass du verliebt bist. Erzähl ihm vom Sex und dass du keine Jungfrau mehr bist.* Sie erwiderte den Blick ihres Vaters ungerührt und genoss beinahe seine Qual. »Außerdem bin ich eine erwachsene Frau und kann meine eigenen Entscheidungen treffen.«

Watson ballte die Faust und verzog schmerzlich das Gesicht. Adele machte einen Schritt nach hinten. »Sag schon, wer ist er?«, zischte er wütend. Noch immer versuchte er, seine Stimme zu dämpfen, damit sie nicht gehört wurden.

»Nein.« Adele machte Anstalten, sich an ihm vorbeizuschieben, doch er packte ihre Schultern und schüttelte sie.

»Sag es mir!« Diesmal drehte er sich halb zur geschlossenen Tür, um sich zu vergewissern, dass sie alleine waren.

Wütend funkelte Adele ihren Vater an. »Du tust mir weh.«

»Sag mir, wer er ist.«

Sie befreite sich aus seinem Griff und wich zurück, aber Watson folgte ihr und drängte sie gegen das Spülbecken. »Spuck's aus«, beharrte er, packte ihre Handgelenke und musterte ihre Brüste, die sich gegen den Stoff ihres tief dekolletierten T-Shirts drückten.

»Bitte, Dad.«

Watson drängte sich an sie und drängte sie gegen den kalten Edelstahl des Beckens. »Dann sag es mir. Wer ist er?«

»Er ist nicht du«, zischte sie und verzog das Gesicht voller Abscheu.

Als habe sie ihm eine Ohrfeige versetzt, zuckte Watsons Kopf nach hinten, und er lockerte seinen Griff. Adele konnte ihn von sich wegschieben. »Was soll das heißen, Ade? Ich bin dein Vater. Ich liebe dich und will doch nur das Beste für dich.«

»Das Beste? Ich weiß doch, wie du ...« Adele verstummte und richtete den Blick starr auf den Linoleumboden, als könnte sie damit der Konfrontation ausweichen. Erst dann schaute sie zu der Tür. »Ich bin müde«, sagte sie leise.

»Du bist müde?«, verhöhnnte Watson sie. »Welches Recht hast du denn, müde zu sein? Du hast dein Leben lang nicht einen Tag gearbeitet. Sitzt im Klassenzimmer, schreibst Gedichte – das ist doch keine Arbeit. Ich schufte den lieben langen Tag, um für dich und deine Mutter zu sorgen. Und was bekomme ich? Nichts. Kein Wort des Danks. Das Geld für deine Schulbücher, für die Universität nächstes Jahr, und das bedeutet noch mehr Geld für noch mehr Bücher.« Wieder wanderte sein Blick über ihre wohlgeformte Figur, die sich unter dem Designer-T-Shirt und der Jeans abzeichnete. Dazu trug sie braune

Chelsea-Boots. Sie wurde blass. »Sogar die Klamotten, die du trägst, gehören mir und deiner Mutter. Vergiss das ja nicht.«

Adeles Unbehagen verwandelte sich plötzlich in Wut, und Tränen glitzerten in ihren Augen. »Du willst die Sachen haben? Hier.« Sie begann, sich das T-Shirt über den Kopf zu ziehen.

»Hör damit auf.« Er packte ihren Arm, damit das T-Shirt nicht noch mehr nackte Haut entblößte. »Hast du denn überhaupt kein Schamgefühl?«

»Schamgefühl?« Verbittert lachte sie ihm ins Gesicht. »Verdammt Scheiße, und wie ich das habe, Dad.«

Watson verzog schmerzlich das Gesicht. Er konnte sie nicht ansehen. »Bitte, sei nicht so, Engel. Ich will doch nicht, dass du dich hier ausziehst.«

»Was willst du dann von mir? Sag schon, was schulde ich dir? Schreib mir eine Rechnung, dann bekommst du jeden Penny zurück.«

Watsons Stimme wurde ganz sanft. Er breitete die Arme aus. »Baby, ich meinte es doch nicht so. Es ist nur ... du bist jung, verletzlich und zugleich ... Du wirst deinen alten Dad bald schon nicht mehr brauchen. Was wird dann aus mir?«

»Du hast ja immer noch Mum.«

»Als ob ich das nicht wüsste.« Er lächelte schwach. »Wie wär's mit einer Umarmung für deinen alten Herrn?«

»Ich sagte doch schon, ich bin furchtbar müde, Dad. Morgen muss ich zur Schule.« Einen Moment lang huschte die Spur eines Zweifels über ihr Gesicht. *Schaffe ich das überhaupt noch?*

»Was ist schon eine kleine Umarmung zwischen Daddy und seiner Tochter? Wir haben uns früher doch oft umarmt.« Adele schaute beiseite. »Oder ist dein Freund der Einzige, der dich noch umarmen darf?«, spöttelte Watson.